

# Lebenserinnerungen

Kriegsgefangenschaft 1945/46

Heinz G. Fortak

11.08.1926

---

## Gefangennahme am Mi. 9. Mai 1945 (Allgemeine Kapitulation 00:00 früh!)

Am Morgen, Mi. 9. 5., trat das Bataillon zum letzten Mal mit Waffen und Gerät an. Der Hauptmann begrüßte sein Bataillon sinngemäß folgendermaßen: „Wir werden den Rückzug der Schörner-Armee bei Deutsch-Brod decken. Ich bin stolz, mein junges Bataillon noch einmal zum Einsatz zu bringen. In dieser Nacht sind feige Deserteure auf dem britischen Zug desertiert, ich werde gegen sie ein Kriegsgerichtsverfahren einleiten lassen“, und der Phrasen mehr. Wir machten uns marschfertig. Ich versuchte, die Panzerfaust auf dem Trosswagen loszuwerden. Begemann hatte es angeordnet, aber mein Zugführer, Oberfeldwebel Jansen, wies mich mit üblicher Arroganz zurück. Es waren für uns schlechte Aussichten, mit Panzerfaust und 600 Schuss MG-Munition 90 km durch die feindselig gewordene Tschechei bis nach Deutsch-Brod zu marschieren. Unsere 9. Kompanie wurde aber als Vorkommando auf LKW verladen. Beim Aufsteigen gab es wieder viel Aufregung doch kam es programmgemäß zur Abfahrt von zwei LKW mit unserer Kompanie.

Ein Kommando unserer Kompanie, dem mein Freund Werner Baake angehörte, war am Vortag (8. 5.) mit LKW zum Verschiebebahnhof Mährisch-Trübau gefahren (50 km Richtung Südost, nahe Zwittau), um dort Benzin für das Regiment zu holen. Auf dem Rückweg, wohl in der Nacht oder am nächsten Morgen kamen sie in einem Wald in Konflikt mit tschechischen Partisanen. Diese hatten den deutschen Dorfschulzen und Führer eines Trecks von Frauen und Kindern seines Dorfes erschossen. Die nun führerlos gewordenen Frauen wollten mit unserem Kommando mit, was nicht möglich war, da sie das Benzin zum Regiment nach Wildenschwert bringen mussten. Was mögen diese Menschen tief innen in der Tschechei für ein Schicksal gehabt haben. Auf dem Rückweg kam das Kommando auf die große Rückzugstraße Olmütz-Königgrätz und wurde im Raum Hohenmaut- Chocen wenige Kilometer westlich von Wildenschwert, von Tschechen gefangen genommen. Nachdem sie drei Tage in einer Turnhalle eingesperrt waren, sollten sie hingerichtet werden. Der Grund: Manche trugen noch ein Segelflieger-Leistungsabzeichen mit 2 oder 3 Schwingen, was die Tschechen als Zeichen der Waffen-SS fehldeuteten.

Wir, d. h. die Masse der 9. Kompanie, kamen zunächst auf die Hauptstraße jenseits des Flusses. Geplant war wohl die 110 km lange Strecke über Zwittau im Süden und von dort nach Westen nach Deutsch-Brod. Wir fuhren wahrscheinlich jedoch die Abkürzung über Litomysl und erreichten dort die große Hauptstraße Olmütz-Königgrätz, d. h. die Rückzugstraße des Olmützer Kampfraumes. Dort trafen wir auf endlose nach Norden strömende Kolonnen von unbewaffneten Soldaten in deprimierendem Zustand. Es waren auffällig viele Panjewagen dabei, welche die Straße verstopften. Im Straßengraben lagen schon umgestürzte Feldhaubitzen und Panzerfauste aber auch schon tote Soldaten. Wir waren entsetzt. Die Auflösung einer Armee, unvorstellbar für jemanden, der derartiges nicht gesehen hat! Wir überholten, kamen ganz gut vorwärts und gewannen die freie Landschaft, nachdem wir diese Hauptstraße verlassen hatten, um nach Südwesten Richtung Deutsch-Brod zu gelangen. Es begann eine stundenlange Odyssee durch unbekannte Landschaft. Wir erreichten die Straße Zwittau-Deutsch-Brod nicht und irrten auf Nebenstraßen herum. Die Tschechen hatten die Straßenbeschilderungen entfernt oder irreführend postiert. Alles war unklar. Bei der Fahrt durch tschechische Städte feuerten wir auf die roten Fahnen, mehr aus eigener Angst. Das Feuer wurde hier nicht erwidert. Es bestand aber Partisanengefahr. Bei der Durchfahrt durch einen Ort wurden wir (glücklicherweise erfolglos) aus einem Haus beschossen. Ich erinnere mich, dass einer von uns mit einer Panzerfaust antwortete. Aus mir nicht bekannten Gründen, vielleicht hatten sie eine Panne, trennte sich unsere Kompanie, indem der zweite Wagen mit dem Anhänger zurückblieb. Ich traf niemanden von diesem Teil unserer Kompanie und kann über das Schicksal dieser Kameraden nichts berichten.

Wir gerieten auf eine Querstraße, wahrscheinlich diejenige von Deutsch-Brod nach Pardubitz in der Nähe von Trhova Kamenice. Auch sie war voll von panikartig flüchtenden Soldaten, Reitern, galoppierenden Fuhrwerken und rennenden Landsern mit verstörten Gesichtern. Es war eine Panik, wie sie einfach nicht vorzustellen ist! Leutnant Jobski ließ gegen den nach Norden gehenden Flüchtlingsstrom einschlagen. Wir wollten ja nach Deutsch-Brod. Verzweifelte Landsers wandten sich gegen uns und bedrohten uns. Wir fanden eine Ausweichgelegenheit und drehten den LKW ohne Befehl von Jobski mit den Händen in die allgemeine Fluchtrichtung hinein. 500 m hinter uns waren schon sowjetische Panzer zu sehen, die noch schossen (ich erinnere mich nicht, wo die Panzergranaten einschlugen).

Wir überholten im Strom der Flüchtlinge und kamen gut voran. Gegen ein Dorf gingen noch bewaffnete Landser vor, sicher gegen Partisanen. Wir kamen dort aber gut durch und wurden aber von den Tschechen mit einem russischen Schimpfwort angeschrien. Überall sah man tschechische und sowjetische Fahnen. Wir fühlten uns schon verloren und waren deprimiert. Nur ein Gedanke beherrschte nun auch uns: Nur nach Westen! Die Gasmaske flog als erstes fort. Leider hatte ich wichtige Sachen darin. Manche warfen schon Munition und Panzerfäuste fort. Es kam Befehl von Jobski, die Waffen zu behalten. Wir kamen frei von der Hauptstraße und strebten wieder auf Nebenstraßen nach Westen. Jobski verfuhr sich immer wieder. Ab und zu warfen Landser etwas Brot auf unseren Wagen, wir hatten heute noch nichts gegessen. Auch beim Brotteilen war große Aufregung. Wir sollten nun die Waffen verstecken, Handgranaten wurden scharf gemacht, ebenso die Panzerfäuste. Am Nachmittag waren wir wieder im Fluchtgewühl und kamen schwer weiter. In einer Försterei bekamen wir Wasser. Wir waren vollkommen verstaubt und entsprechend durstig. Am Abend ging es einfach nicht mehr weiter. Wir wurden von den Tschechen von einer Kreuzung, von einem Dorf zum anderen durch umgedrehte oder entfernte Straßenschilder gehetzt. Jobski hatte sich nun vollkommen verfahren. Endlich ging es langsam weiter, durch ein Dorf, entweder Goltsch (Golcuv-Jenicov) (wahrscheinlich) oder Habern (Habry). Dabei überquerten wir die Reichsstraße 96 Iglau-Prag. Sie führte weiter durch meinen Heimatvorort von Berlin. Wir kamen aufs freie Feld auf eine Eisenbahnüberführung zu links waren Lupinenfelder, rechts blanker Acker. Plötzlich hielt unser LKW. Aus dem Lupinenfeld vor uns tauchten 15 Sowjets, die Maschinenpistolen schwingend, auf, liefen auf uns zu und schrieten: „Woina kaput“, „Woina kaput“! Sollten wir schießen? An allen vier Ecken des LKWs waren MG 42 in Stellung, alle standen im Anschlag mit Sturmgewehr 44 und Karabiner 98 K. Jobski stieg aber aus, schnallte ab und rannte rückwärts auf die schon im Wenden begriffenen, hinter uns fahrenden LKW zu. Wir waren vollkommen verdutzt. Die ersten Russen waren heran und schrieten „Uri“, „Uri“, griffen auch gleich zu, und mein Nebemann hatte nun keine Uhr mehr. Ich riss meine Uhr, eine ziemlich wertvolle Uhr, die mir mein Vater noch bei der Einberufung mitgegeben hatte, vom Arm und versteckte sie schnell. Sie sollte mir später das Leben retten! Ich warf wie alle anderen meine Waffen herunter und sprang vom Wagen. Eine Rudel von Menschen rannte nun übers Feld zurück: Koppel in der Hand, Patronenta-

schen ab, Handgranaten weg, Gurte fort, Pistolen weg. Den Brotbeutel in der Hand rannte auch ich zurück und sah Jobski zusammen mit Zugführer Jansen laufen. Ich erreichte gerade noch den letzten gewendeten LKW, es war ein großer LKW mit hoher Bordwand, und wollte hinauf. Vor mir kam Piko Gericke noch hoch, er wurde hochgezogen. Ich warf meinen Brotbeutel hinauf, hing dann aber an der Bordwand und kam nicht hinauf. Da mir in der Panik niemand half, musste ich loslassen, fand keinen LKW mehr und stand mutterseelenallein zwischen den sowjetischen Soldaten und den sich entfernenden LKW ohne meinen Brotbeutel mit lebenswichtigen Dingen wie Kochgeschirr und Löffel (und dem Büchlein „Ursula“), mit nichts weiter als meiner Kleidung! Ich erreichte aber noch einen Kommandeurs-Kübelwagen mit hohen Panzeroffizieren, die sich noch vorgewagt hatten. Die Herren wollten mich jedoch nicht hinten auf das Reserverad aufsteigen lassen. Ich tat es in meiner Verzweiflung aber doch und sprang hinten auf den Gepäckträger auf, was sie aber noch zu verhindern suchten. Sie wollten nach Westen durchbrechen, fuhren aber nicht in diese Richtung oder in die der anderen LKW, sondern im 60° Winkel davon nach Südosten durch das Dorf Habern (Habry) zurück. Ich nahm meine mir von meinem Vater mitgegebene Pistole auseinander und warf die Teile in den Dorfteich. Im Dorf trat ein Sowjetsoldat aus einem Gehöft mit einem tschechischen Mädchen im Arm heraus ohne Mütze und winkte lässig. Meine Offiziere zückten noch die Pistolen und drohten. 100 m weiter fiel mein Blick auf das Schild 96 der Reichstraße Berlin-Prag-Brünn. Auf der Straße rasselten Sowjet-Panzer und LKW. Das Ende war nun endgültig gekommen. Von einem LKW stiegen ein paar Männer ab, Asiaten, entwaffneten, was bei uns noch zu entwaffnen war, und suchten auch gleich nach Uhren. Gegen 18 Uhr war ich gefangen, nun ein „Woina Plenni“ (Kriegsgefangener), und als solcher nicht einmal eine (entindividualisierte) Nummer, sondern nur ein Mitglied von zahlenmäßig erfassten Haufen von Menschen!

Wie überall in den Armeen waren diese Fronttruppen fair zu uns, sie hatten zu anderem auch keine Zeit. Anders kam es, als wir in die Hände der Etappentruppen kamen. Die bisher Gefangenen von uns traten auf der Straße an. Ich sah wenige Augenblicke später hinter mir Hartwig Collasius. Wir waren beide in ganz anderen Richtungen als das Gros der Kompanie abgetrieben worden und nun wie durch ein Wunder wieder zusammengeführt. Welch ein Glück war es, in dieser Situation einen Freund und alten Kameraden zu haben. Später trafen wir noch Kalt und

Sandler. Es ging auf einen freien Platz, wo sich Landser weiße Mullbinden um die Mützen schlangen. Dann begann ein bitterer Marsch, zunächst nach Süden in Richtung von Deutsch-Brod, schon in der Dunkelheit. Bei Steinsdorf (Skuhrov) war Halt. Vor uns im Ort war Schießerei und von vorn ging es wie ein Lauffeuer durch die lange Kolonne, dass die Sowjets gerade deutsche Offiziere erschießen würden. Posten, die noch neben uns liefen, drängten uns in die Straßengraben und deuteten uns an, dass wir dort schlafen sollten. Jetzt, und in der ganzen Zeit der Gefangenschaft, hörten wir immer nur: „weiter, weiter“ (dawei, dawei), und „schnell weiter“ (piestra dawei).

### **Marsch ins Kriegsgefangenenlager Patzau (Pacov), Do. 10. 5. bis Di. 15. 5.**

Am nächsten Morgen, Do. 10. 5., nach einer kurzen kalten Nacht im Straßengraben, verbreitete sich die Parole, dass alle, die bis zum 12. 5. die Moldau überschritten hätten, noch von den Amerikanern aufgenommen würden. Die sowjetischen Posten waren eigenartigerweise auch verschwunden. Die Amerikaner standen etwa auf der Linie Karlsbad-Pilsen-Budweis, d. h. in 150 km Luftlinie (bis Pilsen) von uns entfernt. Der Weg dorthin konnte nur über Tschaslau (Caslav)-Kolin-Prag führen, was wegen der Durchquerung von Prag schlecht denkbar war. Eine südliche Umgehung Prags war aber wegen der überall aufgestandenen tschechischen Partisanen, die sich mit den weggeworfenen deutschen Waffen ausgerüstet hatten, ebenso nicht denkbar. Trotzdem wälzten sich Hunderttausende auf der Straße Deutsch-Brod-Tschaslau fluchtartig nach Norden. Im Straßengraben lagen nun viele erschossene deutsche Soldaten. Bei einem Toten fand ich sein Kochgeschirr (italienisches Modell), allerdings ohne Deckel, und nahm es an mich. Auch einen Löffel musste ich inzwischen gefunden haben. Damit war ich wieder überlebensfähig geworden, vorausgesetzt, es fand sich etwas zu essen. Bei einem anderen toten Kameraden lag dann eine Konserve unbekanntes Inhalts. Die Wehrmachtskonserven enthielten „immer“ Fleisch mit viel Fett. Hartwig und ich fühlten uns gerettet, denn seit dem Stück Brot vom Mittag des Vortages hatten wir nichts mehr gehabt. Als wir am Abend des Di. 15. 5., also sechs Tage nach unserem letzten Stück Brot, nicht mehr konnten und die Büchse öffneten, fanden wir ungesalzene Spinat, den wir kalt nicht herunterbrachten. Es gelang uns, auf einem noch fahrfähigen Funkwagen einen Stehplatz zu finden und dem Laufen in Hitze, Staub und Menschengewühl zu entgehen. Bei der Masse der Bewerber war dies eine

Leistung. In Tschaslau leiteten uns die Sowjets nach Südwesten auf die Straße in Richtung Tabor, auf der wir nach etwa 20 km den Funkwagen „abgeben“ mussten. Zu Fuß kamen wir gegen Abend etwa 40 km vor Tabor nach Zruc, dort wo sich heute das nördliche Ende eines Stausees befindet. Unser Weg führte uns, die wir uns nun nicht mehr in panikartiger Flucht befanden, durch die nächtlichen Wälder, wo tschechische Partisanen Jagd auf deutsche Soldaten machten. Irgendwelche Gräueltaten passierten in meiner Umgebung nicht, doch wir wurden laufend angehalten und ausgeplündert, jedenfalls diejenigen, die noch irgendetwas bei sich hatten. Ich hatte nur noch meine wertvolle Uhr, und die hatte ich ohne Armband im vorderen Teil meines Kragenum-schlages versteckt. Man fand sie nicht. Am nächsten Tag, Fr. 11. 5., hieß es immer noch, es ginge über Tabor nach Pilsen zu den Amerikanern. Wir marschierten trotz Hunger und Durst ziemlich diszipliniert durch die recht schöne Gegend. Gegen Mittag waren die Sowjets wieder da. Über Lautsprecher wurden wir aufgefordert, uns innerhalb von 20 Minuten in Hundertschaften zu formieren und jeweils einen Offizier als Hundertschaftsführer zu wählen. Das deutsche Soldatentum brachte auch diese Leistung noch zustande! Schätzungsweise 20 000 deutsche Soldaten standen auf einer großen Wiese in Reih und Glied. Mit Hartwig schlossen wir uns einer Hundertschaft an, die von einem Artillerie-Hauptmann geleitet werden sollte. Dieser schweigsame Mann verkörperte die besten Tugenden des deutschen Offiziers. Von der ersten Minute an hatten wir alle Vertrauen zu ihm, und wenn er vor uns marschierte, fühlten wir uns hinter ihm sicher. Leider habe ich seinen Namen nun im Laufe der Jahrzehnte doch noch vergessen. Die ganze Aktion war ein genialer Trick der Sowjets und ihrer deutschen Berater vom „Nationalkomitee Freies Deutschland“ insofern, als sie uns nun geordnet in das von ihnen schon vorbereitete Gefangenenlager marschieren lassen konnten. Auch noch als wir von der Straße nach Tabor nach Süden abbogen, marschierten wir in dem Wahn, zu den Amerikanern oder sogar nach Hause zu laufen, genau ins Gefangenenlager. An diesem Tage hatten einige von uns auf dem Feld neben der Straße eine ziemlich große Kiste entdeckt. Schnell türmte sich darüber ein Berg von Leibern und man langte mit den Armen nach unten in die Kiste hinein. Auch ich tat dies, und meine Hand kam voll mit Aprikosenmarmelade heraus. Ich bedeckte damit den Boden meines Kochgeschirrs, für das es ja keine Verwendung gab, und drückte meine Uhr hinein. Sie war dort nun vor der dauernden Filzei sicher. Den Sa. 12. 5. liefen wir immer noch

auf kleinen staubigen Nebenstraßen mit Hunger und Durst Richtung Süden. Nachts hatten wir wegen der Gefahren durch die Tschechen nicht geschlafen. Es muss sehr langsam vorangegangen sein, die Entfernungen waren eigentlich nicht groß. Am So. 13. 5. lagerten wir ab Mittag in einem Wald nördlich vor der Kleinstadt Patzau (Pacov), bewohnt wohl nur von Tschechen (abgesehen von dem ehemals deutsch-österreichisch bewohnten Schloss im Innern der Stadt). Am Abend dieses Tages marschierten wir dann in eine Stacheldrahtzäunung hinein, gut 20 00 Mann! Es war ein großes freies Feld, auf dem wir unserem Schicksal überlassen wurden. Unsere Hundertschaft (nun wieder Kompanie genannt) erhaschte nur noch einen „blanken Acker“. Wir bereiteten uns eine spärliche Kleeunterlage (er war bei denen gestohlen worden, die im Kleefeld lagen) und deckten uns, vollkommen verlaust, nachts irgendwie zu. Ich hatte nur noch eine Zeltbahn in Besitz. Sie wärmte nicht, schützte aber vor dem in den nächsten Tagen einsetzenden Regen. Zu unserem Unglück wurde es nach Ankunft auf dem Feld kalt, andauernd regnerisch und entsetzlich schlammig.

Am Mo. 14. 5. wurden die Kompanien umgeordnet (die Sowjets taten dies aus Prinzip auch später immer, um Freundschaften zu trennen, die zu gemeinsamer Flucht oder zu anderem hätten führen können). Wir verloren dabei unseren geliebten Hauptmann, der uns während der vergangenen Tage aufrechterhalten hatte. Auch an diesem Tage war von irgendeiner lebensnotwendigen Versorgung nicht die Rede (es waren nun schon volle 5 Tage ohne Verpflegung). Mit Kameraden, die auch noch Zeltbahnen hatten, bauten wir uns ein Dreierzelt, lagen zwar im Schlamm, waren aber vor dem Regen geschützt. Das erste Essen nach weiteren zwei Tagen: Eine Handvoll Graupen, etwas Salz und eine rohe Kartoffel. Natürlich war an Kocherei auf dem blanken Acker nicht zu denken. Dies ging bis Anfang Juni so weiter. Danach kamen wir in einen Teil des Lagers, in dem mit primitiven Mitteln errichtete Hütten standen. Man hatte Baumstämme auf dem Boden zu Dächern zusammengestellt und mit Erde beworfen. Das Innere war etwas ausgeschachtet, so dass sich auf jeder Seite Liegemöglichkeiten auf der Erde ergaben. Zwischen diesen „Betten“ befand sich ein tiefer ausgeschachteter Gang. Dort sollten wir nun die nächsten Wochen verbringen. Die Kompanieführung, ein Offizier als Kompanieführer, ein Spieß (Hauptfeldwebel) mit alten Machtbefugnissen und ein Küchenbulle gehörten dazu, logierten in einem vergleichsweise komfortablen Holzbunker.

## **Die Zeit im Lager Patzau (Pacov)**

**Mi. 16. 5. bis Mo. 30. 7.**

Unter sich langsam verbessernden Bedingungen verbrachte ich in diesem Lager die Zeit bis zum 30. 7., fast 11 Wochen. Am 16. 5. begann das eigentliche Lagerleben im Kriegsgefangenenlager Patzau mit einer Entlausung (wie wurde das für 20 000 Mann bewerkstelligt?) und der Entfernung unserer Haare, auch der Körperhaare. Es war überraschend, die so unterschiedlichen Kopfformen zu sehen; manche hatten unnatürlich deformierte Köpfe. Beeindruckend war das schnelle Aufkommen von kulturellen Veranstaltungen. Jeder, der etwas zu geben hatte, tat es für die Kameraden seiner Umgebung und für vorüber Kommende. Es gab regelrechte Unterrichtsstunden über alles nur Denkbare, Diskussionsrunden über philosophische und andere Themen, selbst primitive Musikinstrumente, wie Mundharmonikas, fanden sich und ermöglichten musikalische Darbietungen. Inzwischen war auch eine Bäckerei und eine Küche gebaut worden. Die Versorgung mit einem Stück Brot (etwa 300 Gramm) und mit einem 3/4 Liter Wassersuppe war täglich gesichert. Angeliefert wurde die Suppe in alten Benzinfassern, ausgeteilt vom Küchenbulle. Wir bekamen das oben abgeschöpfte Wasser, die Leute vom Kompaniebunker am Schluss das „Dicke“ von unten, denn etwas an konkreter Nahrungssubstanz war tatsächlich immer dabei.

Hierzu eine kleine Geschichte: Ich war ein sog. Schüler. In der ersten Zeit war ich mit meinem Freund Hartwig, ebenfalls Schüler, viel zusammen. Wir schweiften durch das Lager und interessierten uns für das, was an Kulturellem geboten wurde. Bei kleinen Arbeiten im Bereich der Kompanie stellten wir uns etwas dickfellig an und waren auch selten im Bereich unseres Bunkers. Nach Rückkehr aus dem Hospital, nach meiner ersten Ruhrerkrankung, kamen wir nicht mehr zusammen. Ich fand aber einen neuen Freund: Theo Wichterich aus Bergisch-Gladbach, Schüler und von den Eltern dem Priesterberuf vorherbestimmt. Wir hatten uns im Lagerhospital, einer Baracke, kennen gelernt. Er war sehr fiebrig und hatte ein eingefallenes Gesicht mit riesigen Augen. Wir wurden gute Freunde und führten das Leben weiter, das ich mit Hartwig geführt hatte, sehr zum Ärger der älteren Soldaten unseres Bunkers: Arbeiter aus dem sächsischen Industriegebiet. Sie waren grob, ordinär und leider auch brutal. Sie wollten uns erziehen! Als Erstes sperrten sie uns das Essen. Dann zwangen sie uns zur Körperreinigung in dem Bach der 200 m bachabwärts die Küche versorgte (klar dass dies verboten war). Sie wuschen sich aber selbst nicht und stanken mehr als wir Jungen. Ich war im Be-

sitz eines Bleistiftstummels und eines Stücks Packpapier und saß entsprechend deprimiert da begann aber, wenigstens meinen Geist zu beschäftigen. Im Kopf war aus der Schulzeit die Methode verblieben wie man die Quadratwurzel aus einer Zahl zieht. Der vorbeikommende Kompanieführer, er hatte wohl auch die Oberschule besucht, interessierte sich dafür und lud mich in den Kompaniebunker ein, wo ich denen dort das Wurzelziehen beibringen sollte. Von dieser Stunde an saßen wir beide, Theo und ich, zum Essen im Kompaniebunker und verzehrten nun auch das „Dicke“ von der Suppe. Der Hass der Proleten lief nun ins Leere, ihnen fiel für die nächste Zeit keine Gemeinheit uns gegenüber mehr ein, sie trauten sich auch nicht mehr, denn der Kompaniebunker stellte im Lager immer noch eine Macht dar.

Hartwig hatte in einer anderen Kompanie auch das große Los gezogen. Er war Melder beim Regiment geworden brauchte nicht mehr zu arbeiten und stand sich, wenn ich mich recht erinnere, verpflegungsmässig besser als die Allgemeinheit, wie auch wir, allerdings nicht für lange. Hartwig war lustig und trug äußerlich nicht so schwer an der Gefangenschaft wie wir, Theo und ich.

Irgendwann begannen die Sowjets mit dem Bau von großen Munitionsbunkern in der Nähe unseres Lagers. Dafür wurde der Wald, der in der Nähe des Lagers begann, so weit nach außen abgeholzt, dass die Strecken, die wir mit den gefälltten Bäumen laufen mussten, unerträglich weit wurden (bis zu drei Kilometer). Größer als andere meiner Arbeitsgruppe, kam auf mich auch das größte Gewicht des jeweiligen Baumes. Einmal strachelte einer von uns, und der Baum hätte uns fast erschlagen. Ich erhielt einen Schlag gegen mein Knie und war so, neben meiner sonstigen Schwäche durch die schon früh eingesetzte Ruhrerkrankung, für eine Zeit arbeitsunfähig. Bei diesen Arbeiten kamen wir aus dem Stacheldraht heraus und damit manchmal auch in Kontakt mit bewachenden Sowjetsoldaten. Es waren zum Teil ältere Leute vom Typ unserer Landsturmmänner. Sie waren durchweg gutmütig und human. Es passierte sogar, dass jemand von uns ein Stück Zeitungspapier zusammen mit etwas Machorka (der Tabak dieser Soldaten) geschenkt bekam. Es gab aber auch andere, die versuchten Grund zum Schlagen mit dem Gewehrkolben zu finden. Dabei passierte es, dass sich einmal ein Kamerad, der geschlagen werden sollte, drohend und zu allem bereit, vor dem Posten aufrichtete. Der ließ von seinem Vorhaben ab und verzog sich. Irgendeinen Rest von Respekt hatten sie immer noch vor uns.

Die Geschichte meiner Gefangenschaft ist hauptsächlich eine Geschichte von Krankheiten. Es begann sehr früh im Lager Patzau als ich noch in unserem Zelt kampierte. Innerhalb von zwei Tagen war mein Bauch durch die plötzlich einsetzende Ruhr, die mich auch hygienisch unangenehm überraschte, zu einer tiefen Kuhle eingefallen. Ich erinnere mich, wie ich ausgezogen vor dem Zelt lag, meine Sachen trocknen ließ (ungewaschen) und mit Schrecken meinen Bauch sah. Der folgende Tag hätte fast mein Ende gebracht: Es regnete ja, und die Latrine, die es inzwischen gab, war mit Exkrementen und Wasser ganz angefüllt. Ich suchte sie laufend auf, obgleich nur noch Wasser abgeführt wurde. Meine Schwäche war aber schon so groß, dass ich auf dem Balken einmal ohnmächtig wurde. Aus Zufall hatte jemand beim Bau der Latrine einen Baumstamm als Rückenlehne angebracht. Mit dem Kopf blieb ich hängen, man fand mich so und schaffte mich ins Lagerhospital.

Im Lager-Barackenhospital gab es meiner Erinnerung nach keine irgendwie geartete medizinische Betreuung. Ruhr war sowieso hoffnungslos, und so lag man dort auf einer nackten Holzpritsche einfach so lange, bis die Natur die Entscheidung traf. Als ich dort wieder zu mir kam, sah ich als Erstes in die besorgten riesigen Augen des totenkopfähnlichen Gesichtes von Theo Wichterich. Wir überlebten beide. Die Krankheit blieb dann aber bei mir mehr oder weniger latent immer bestehen. Hilfreich war für mich nach dem ersten Anfall, dass mir ein noch gesunder Kamerad ein Papiergeschenk machte: Eine Hälfte von Adolf Hitlers „Mein Kampf“! Ich las die Seiten vor Gebrauch, erinnere mich aber nicht mehr an den Eindruck, den der Text bei mir hinterließ. Das war nun alles fast unendlich lange schon vorbei.

Beim nächsten Ruhranfall kam ich in das inzwischen in der Stadt Patzau eingerichtete Hospital. Es war den Tschechen unterstellt und im ausgeplünderten Schloss der ehemals dort ansässigen deutsch-österreichischen Familie untergebracht. Außer blankem Linoleumboden, auf dem wir lagen, war nichts mehr in diesem Gebäude vorhanden. Es sollten fast 1000 Ruhrkranke dort in den Räumen gelegen haben. Die Tschechen betrachteten dies wohl als Quarantänestation, um die sie sich medizinisch nicht kümmerten, vielleicht auch gar nicht konnten. Der inzwischen verwilderte Schlosspark gab zu meiner Zeit im Mai-Juni viel Brennnessel her. Irgendwie haben wir das, ohne Salz natürlich, gekocht und davon gelebt. Jeden Abend fuhr ein Panjewagen vor, postierte sich auf der Schlossauffahrt, und der Kutscher wartete genüsslich, bis an den Fenstern

unsere Köpfe erschienen, um dann das eine große Brot (es waren immerhin einige Kilogramm) für das Hospital abzuliefern. An andere Versorgung erinnere ich mich besten Gewissens nicht. Dieses Lazarett hieß im Lager die „Hungerburg“.

Mein Überleben dort verdankte ich der Armbanduhr, die ich immer noch besaß. Sie war aus der inzwischen verzehrten Marmelade heraus und nun wieder im Kragen meiner Feldbluse eingenäht. Die sowjetischen Soldaten hatten immer noch nicht genug Uhren im Besitz. So kam einer von ihnen täglich auf den Hof des Schlosses und schrie: „Uri, Uri!“ Und das war neu: Er wollte dafür bezahlen, bezahlen mit Lebensmitteln! Er hatte ein rundes Brot (1000 Gramm) bei sich, einen Ring passable Wurst und ein Stück Butter (etwas mehr als 500 Gramm). Als ich nicht mehr weiter konnte, ging ich zu ihm hinunter, ihm gefiel meine Uhr, er steckte sie in seine Hosentasche und begann von seinen Schätzen kleinere Stücke abzuschneiden. Das war nicht in meinem Sinne: Ich griff ihm in die Hosentasche, nahm die Uhr und dabei auch eine Handvoll Machorka heraus und lief so schnell ich konnte ins Haus zurück, einen verdutzten Iwan zurücklassend. Dann hatte er aber Ausdauer. Stundenlang wartete er auf mein Wiederauftauchen und machte mir, da er mich hinter einem Fenster vermutete, ein Zeichen um alles was er da hatte als Angebot. Als ich dann endlich kam, war er eine so ehrliche Haut, dass er mir dann auch wirklich alles gab, was ich vorher genannt hatte. Dies hat dann mir und zwei oder drei mir nahe stehenden Kameraden das Leben gerettet, wobei wir diese Schätze mit unseren Leibern vor den anderen schützen mussten. Gewalt wurde von den anderen todkranken Leuten allerdings nicht auf uns angewendet, sie waren auch dazu schon zu schwach.

Trotzdem habe ich an diesen Hospitalaufenthalt schöne Erinnerungen. Es war Frühlingsmer, das Wetter war märchenhaft schön geworden, und im Schlosspark konnten weder Tschechen noch Sowjets das Blühen verhindern. So nahe dem Ende hatte ich alle inneren Erlebnisse, die man von Menschen in einer derartigen Situation her berichtet bekommen hatte. Selten war mir die Welt so schön vorgekommen, auch später nicht mehr. Dazu hatte ich, als ich schon etwas auf den Beinen war, das Glück, zusammen mit einem Kameraden von einer älteren tschechischen Frau, die vor dem Hospital erschien und zwei Leute zur Gartenarbeit brauchte ausgewählt zu werden. Die Arbeit war nicht schwer, wohl etwas umgraben, doch sie vermittelte uns zwei Erlebnisse: Zum einen bereitete sie uns böhmische Buchteln mit Vanillesauce (nach denen ich mich heute 1999 noch zurücksehne) und zum anderen machte sie

die uns überraschende Bemerkung: „Die Hunde sind wir nun los, dafür sind die Wölfe bei uns eingebrochen“. Ich kam, zwar nicht gesund, wieder ins Lager zurück und hatte bis zur Auflösung desselben Ende Juli 1945 das normale Leben eines Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand. Inzwischen war ich auch noch von Theo Wichterich getrennt worden, allerdings mit gegenseitiger Besuchsmöglichkeit, von der wir so oft es ging Gebrauch machten.

Im Juli verdichteten sich die Gerüchte dass wir in die Sowjetunion abtransportiert würden. Der Zusammenbruch unserer Hoffnungen, so lange (!) nach Kriegsende endlich nach Hause zu kommen, belastete uns ungemein. In unserer Naivität und in Unkenntnis dessen, wozu diese Menschen fähig waren (im Kriege und nach ihrem Einbruch in Deutschland) glaubten wir im Ernst an eine baldige Entlassung. Die Sowjets förderten diesen Glauben durch Ausstreuen von entsprechenden Parolen, um uns für den Abtransport in beruhigter Stimmung zu halten. Das kam später alles von Leuten heraus, die aus Opportunismus mit dem Lager-NKWD zusammengearbeitet hatten. Es war alles ganz logisch und von ihrer Seite her vertretbar.

Wieder unter der Losung „schnell nach Hause“ (skoro domoi) setzten sich am 29. Juli die ersten Teile des Lagers in Marsch, um in die vermeintlichen Entlassungslager zu marschieren. Ein Verbot, die Kompanie zu verlassen, erlaubte mir nicht, mich von Hartwig und Theo zu verabschieden. Hartwig marschierte am 29. 7. nach Tabor, ich am 30. 7. nach Deutsch-Brod. Wo Theo blieb, wusste ich nicht. Ich besuchte ihn 1950, noch als Student, in seiner Heimatstadt Bergisch-Gladbach. Er hatte zum Leidwesen seiner Eltern wegen einer jungen Frau das Theologiestudium aufgegeben.

### **Marsch zum Lager Deutsch-Brod<sup>23</sup> Leben in diesem Lager, 30. 7. bis 18. 9.**

Am Mo. 30. 7. begann unser Marsch über etwa 50 km nach Deutsch-Brod. Von Patzau auf die Straße Tabor-Pilgram, mit Übernachtung irgendwo im Freien bei oder in Pilgram und dann über Humpolec nach Deutsch-Brod, der Stadt, die schon vorher unser Schicksal berührt hatte. Ich habe an diesen Marsch angenehme Erinnerungen. Wieder die schöne Landschaft, irgendwo etwas Gekochtes, was sich von unserer Lager- Standardsuppe unterschied, und das bei sehr schönem Wetter.

Die angenehmen Eindrücke setzten sich auch im Lager Deutsch-Brod fort das wir nach zwei Tagen erreichten. Wir wurden in einem großen Gebäudekomplex untergebracht, der in der deutschen Zeit ein Verwaltungszentrum, ein

## **Eisenbahntransport zum Kriegsgefangenenlager 176 Focsani 18. 9. bis 10. 10.**

großes Krankenhaus (natürlich völlig ausgeräumt), aber sicher keine Kaserne gewesen war. Es waren schöne Klinkerbauten, die Räume waren sauber und wir lagen auf dem Linoleumboden. Die Brotration war unverändert, lediglich das Essen hatte sich verändert: Nun gab es jeden Tag Graupensuppe, und diese glücklicherweise oft genug nicht wasserdünn. Auch hier entwickelte sich, noch dazu in einer vergleichsweise kultivierten Umgebung (gegenüber dem Lager Patzau), ein reges Kulturleben. Großen Raum nahmen jedoch Unterhaltungen über Kochrezepte ein. Es war eine Leidenschaft bei denen, die davon etwas verstanden, uns die Gerichte und die zugehörigen Rezepte nahe zu bringen. Inzwischen war es einigen auch gelungen, Schachfiguren zu schnitzen (wie? wir durften doch keine Messer besitzen) und die zugehörigen Bretter. Es wurde unablässig gespielt. Einer der Kameraden setzte seine Figur, ging fort bis der Partner gesetzt hatte und setzte seine nächste Figur ohne weitere Überlegung. Seine Gegner waren an Ende immer Schachmatt.

Zwei Kameraden waren mir näher gekommen: Ein Unteroffizier der Infanterie und ein Soldat, der vor dem Kriege Kunstmaler in Berlin gewesen war. Der Unteroffizier, ein edler und kräftiger Mann mit sympathischem Gesicht, war vom Beginn des Krieges bis zum Ende als Infanterist auf allen Kriegsschauplätzen eingesetzt gewesen und war dabei mehr als 8 000 km gelaufen. Dabei hatte er eine größere Zahl von Verwundungen gut überstanden. Er war mir ein ruhender Pol und ein Mensch, den ich als Jüngerer bewunderte. Der Kunstmaler war ein armer Kerl. Unansehnlich gegenüber dem anderen, nervös und mit der ungewöhnlichen Angewohnheit ausgestattet, seine Brotration Krümelweise über den ganzen Tag zu verteilen. Er versprach sich davon größere Überlebenschancen. Das Hungern war er allerdings gewohnt. Vor dem Kriege war er so arm, dass er sich in Kaufhäusern nur Lebensmittel kaufen konnte, an denen in den Kellern schon die Ratten dran gewesen waren. Aber auch andere Freundschaften bildeten sich und ließen diese Wochen bei mir in guter Erinnerung.

In diese Zeit fiel auch ein Erlebnis, das mich tief beeindruckt hatte. Eine größere Gruppe von uns wurde im Juli zur Land- oder Erntearbeit von einem tschechischen Gut angefordert. Ich hatte das Glück, dabei sein zu können. Es war ein herrlicher Tag, fast in Freiheit, denn Posten waren nicht zu sehen. Die Tschechen behandelten uns, wie man normale Menschen behandelt, und sie kochten uns eine Mehl-Kartoffelsuppe von einer Art, die ebenfalls bis heute, 1999, Sehnsüchte in mir wach ruft.

Wir verbrachten etwa sieben Wochen in diesem angenehmen Lager in Deutsch-Brod. Mitte September, um den 18. 9., begann sich das typische Gesicht einer sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu zeigen. Wir wurden in Viehwagen verladen, und zwar so viele pro Wagen, dass wir auf beiden Seiten des Wagens wie die Sprotten auf der Seite liegen mussten. Dabei kam es dazu, dass in der Mitte die vielen Beine über- und untereinander lagen. Das gab nachts erbitterte Strampeleien und Kämpfe, weil es kein Entrinnen für die Beine gab. Gegenüber der Tür auf der anderen Seite des Wagens war ein Trichter mit einem Loch nach unten als Abort eingebaut. Die hygienischen Verhältnisse, die dort herrschten, sind nicht zu beschreiben. In diesem Wagen waren wir über 3 Wochen eingesperrt, lediglich zum Hereinreichen von Verpflegung noch magerer als sonst, insbesondere Trockenbrot, wurde die Schiebetür geöffnet. Man kann sich angesichts der Hitze im Wagen kaum vorstellen wie wir überhaupt noch leben konnten. Noch im Besitz meiner Zeltbahn und von drei Lederriemen, die ich mir beschafft hatte, schuf ich mir unter der Wagendecke auf der Türseite vor einem der vier vergitterten Fenster des Waggons eine Hängematte und lebte und schlief dort in zusammengerollter Körperstellung. Auf- und Abstieg waren ohne Hilfe nicht zu machen, doch jeder half, war doch unten etwas mehr Platz dadurch geschaffen. Glücklicherweise musste ich damals nachts noch nicht „raus“. Ansonsten war es ein paradiesischer Platz mit dem Kopf vor dem Fenster. Ich genoss die Schönheit der Landschaft auf dem Weg über Preßburg nach Budapest und auch weiterhin.

Nach Überschreiten der ungarischen Grenze kam uns viel Mitleid der ungarischen Bevölkerung entgegen. Ich sah ja, wie sie uns zuwinkten. Sie versuchten sogar, Lebensmittel an unseren Zug zu bringen. Einmal nahm bei einem Halt unser junger Posten draußen vor unserem Waggon die Lebensmittel entgegen und zertrat sie mit den Füßen vor den Augen der Ungarn (und vor meinen). In einen Waggon waren Maiskolben gelangt. Landser aßen zu viel unaufgeweichte Körner, und es soll einer von ihnen mit geplatzt Magen gestorben sein. Hier, wie bei anderen Todesfällen auf dem Transport, nicht nur bei uns, sondern generell bei den sowjetischen Kriegsgefangenentransporten, musste der Verlust an Menschen auf der Fahrt ersetzt werden. Der Transportführer haftete für die korrekte Zahl von Menschen seines Transports. Das Problem wurde dadurch gelöst, dass während eines

Halts wahllos Männer aufgegriffen und in die Waggon gesteckt wurden. Auf einem Güterbahnhof in Budapest verbrachten wir in der dortigen Septemberhitze 8 volle Tage unter unbeschreiblichen Qualen. Die Tag- und Nachtkämpfe der Kameraden, die mit den Nerven völlig herunter waren, nahmen von Tag zu Tag zu. Ich hing tagaus tagein mit angezogenen Knien in meiner Dreieckszeltbahn, fror nachts immer sehr und wachte morgens um 4 Uhr mit steifen Beinen und Schmerzen im ganzen Körper vor allem aber mit voller Blase auf ohne schon herunterzukommen. Ich übte im Kopf Kurzschrift die ich von meiner älteren Schwester Ruth gelernt hatte, um nicht so zu verzweifeln, wie die anderen unter mir.

Eines Tages erreichten wir abends um 18 Uhr Szolnok an der Theiß und hielten genau neben einem ungarischen Personenzug. Ich war wehmütig beeindruckt von der uns bereits so ungewohnten zivilen Atmosphäre, vom Anblick der alten Frauen, und ich war gerührt vom Mitleid, das uns diese Menschen entgegenbrachten. Sie warfen Zigaretten, Äpfel, Weintrauben gegen unsere vergitterten Fenster. Bei mir kam nichts durch. Wieder zertrat unser 17-jähriger Posten alles am Boden.

(Die folgende Passage übernehme ich einer Niederschrift, die ich gleich nach der Heimkehr anfertigte, wörtlich. Ich war 19 Jahre alt und hatte bis dahin noch keinerlei Kontakt mit Mädchen):

“Da tauchte an dem mir gegenüberliegenden Fenster des neben uns stehenden Personenzuges das Gesicht einer ungewöhnlich schönen jungen Frau auf. Sie hatte ein ideal ovales, wundervoll edles und feines Gesicht. Es war eingrahmt von schlichtem, sehr dunklem Haar. Dazu traten, das Gesicht beherrschend, wirklich schöne und ausdrucksvolle tiefdunkle Augen. Ich meinte, dass wir uns schon mit dem ersten Blick verstanden. So stellte ich mir Liebe auf den ersten Blick vor. Es war nicht nur das Verstehen aus der ungewöhnlichen Situation heraus, sondern durchaus das Persönliche, das Gefühl, eine verwandte Seele vor mir zu haben. Wir konnten die Blicke nicht voneinander lösen. Mit Hand- und Lippenbewegungen versuchten wir uns mitzuteilen, was wir nicht sagen konnten. Ich war sicher, dass ich hier erstmals dem Phänomen Frau, im höchsten Sinne gemeint, begegnet war, und ich ahnte erstmals, was eine Frau ist und was sie für einen Mann sein könnte. Diese junge Frau legte für mich einen hohen Maßstab fest und die Basis für meine stets positive Einstellung den Frauen gegenüber! Wir beide sahen uns wohl länger als eine Stunde gegenseitig an. Unter anderen Umständen hätte jemand, der uns so gesehen hätte,

in uns ein vertrautes Paar vermutet. Dies alles nun in meiner Situation. Hinter mir unflätiges Geschimpfe, Kämpfe um einen Platz am anderen Gitterfenster und der Streit um eine Zigarette, die schließlich doch das Wageninnere erreicht hatte. Dazu vor mir die fortlaufenden Gemeinheiten des Postens. Ich fühlte mich bis ins Innerste unglücklich und mit jeder Faser meines Lebens gefangen. Ich war schließlich seelisch so aufgerieben und in jeder Hinsicht so fertig, dass ich mir die Abfahrt des Zuges herbeiwünschte, war dann aber so sehr traurig, dass ich dann dieses Gesicht für immer verlieren würde. Ich merkte mir die Stelle des Bahnhofs, den Zug und nahm mir vor, nach ihr zu suchen, sollte ich überleben.”

Nach diesem für mich wirklich aufwühlenden Erlebnis folgte für mich eine sehr depressive Nacht, nur gemildert durch die Tatsache, dass der Zug wieder einmal fuhr. Das mir damals angenehme Rattern der Räder auf den Schienen schläfernte mich dann doch noch ein.

Die Fahrt bei herrlichem Wetter durch die ungarische Pussta war unvergleichlich schön. Es kamen Ungarn-Deutsche an den Wagen, wenn der Posten nicht da war, und ich konnte mit ihnen sprechen. Ihr Schicksal war so bedauernswert wie das unsrige. Über Arad fuhren wir nach Siebenbürgen ein. Die Tage wurden dort nun ziemlich regnerisch, trotzdem hatte ich wieder Freude an der Schönheit der dortigen Natur. In Schäßburg (Sighisoara) hatten wir noch ein Erlebnis besonderer Art. Wieder hielt auf dem dortigen Bahnhof ein Personenzug neben dem unsrigen. In dem Zug saßen deutsche Siebenbürger Mädchen. Schnell war der Kontakt zwischen beiden Zügen hergestellt, und dann begannen die Mädchen deutsche Volkslieder für uns zu singen. Viele davon hatten wir noch nie gehört, sie stammten noch aus der Zeit der Einwanderung der Siebenbürger Sachsen im 13. Jahrhundert. Auch dieses Erlebnis hat mich in meiner empfindsamen Seele tief beeindruckt und zugleich sehr traurig gemacht.

Im nächsten Jahr kamen Hunderte von jungen deutschen Frauen aus Siebenbürgen und aus Ungarn ins Lager Focsani: Sie waren 1945 in die Sowjetunion verschleppt, von der sowjetischen Soldateska wie üblich traktiert und dann in den Bergwerken zugrunde gerichtet worden. In ihren Lumpen waren diese ausgemergelten und verwahrlosten Menschen nicht mehr als Frauen zu erkennen. Sie waren stumpf, sprachen nicht und starrten vor sich hin.

Die Weiterfahrt führte über die Karpathen nach Ploesti und dann nordwärts am Ostrand der Karpathen nach Focsani. Das Kriegsgefangenenlager 176, Focsani (Rumänien), war das Durch-



gangslager für den Weitertransport in die Sowjetunion hinein. Sozusagen ein großer Bahnhof mit stets wechselnden Passagieren. Es war entsprechend ungemütlich dort. Viele kamen nicht weiter als bis dorthin. In den Massengräbern nahe dem Lager sollten, als ich ankam, schon mehr als 20 000 deutsche Soldaten liegen. Ich halte diese Zahl für zu niedrig. Während des Winters 1945/46 starben im Lagerhospital in Focsani, über das noch zu berichten sein wird, jede Nacht ca. 100 deutsche Soldaten von rund 1000, die jeweils dort waren. Man hatte in diesem Hospital, statistisch gesehen, nur noch 10 Lebenstage zu erwarten. Nach offiziellen Angaben (Deutsches Rotes Kreuz) starben im Lager 40 Soldaten täglich und insgesamt waren es bis April/Mai 1951 35 000 gestorben an Ruhr, Typhus, Dystrophie, Tuberkulose und Fleckfieber. Insgesamt sollen 800 000 bis eine Million deutsche Soldaten auf dem Wege in die Sowjetunion durch dieses Lager geschleust worden sein. In der diesbezüglichen heutigen Literatur wird das Lager als „Schreckenlager“ bezeichnet, bei den damaligen Gefangenen sprach man von der „Hölle von Focsani“ Eine Hölle muss es auch während des ersten Weltkrieges gewesen sein. Im Krieg gegen Rumänien (August 1916 bis Januar 1917) geriet mein (Stief-) Großvater in rumänische Kriegsgefangenschaft und verbrachte die Zeit der Gefangenschaft in diesem Lager in Focsani. Die Lagerbaracken von damals waren dieselben, in die wir 1945 wieder einzogen. Die Milliarden von Wanzen hatten die Jahre dazwischen überlebt und stürzten sich nun auf uns.

### **Leben im Kriegsgefangenenlager 176**

#### **Focsani**

**10. 10 1945 bis 27. 9. 1946**

Am **10. 10. 1945** wurden wir dort ausgeladen, ich hatte dabei schon wieder Ruhrdurchfall. Alles begann wie bei den Sowjets immer: Zuerst die Entlausung (aus Angst vor dem Fleckfieber, das auch eine Gefahr für sie darstellte), dann die „Kommissionierung“, d. h. zählen (dabei verzählten sie sich dauernd), und schriftlich registrieren. Auch eine erste gesundheitliche Begutachtung wurde durchgeführt. Ich wurde gleich als zur Gesundheitsgruppe 3 gehörig d. h. als arbeitsunfähig eingestuft (schwere Hungerdystrophie). Ich fand mich dann zwei Tage in verschiedenen Baracken und sogar eine Nacht auf freiem Feld im Lager (12./13. 10.).

Einige Worte zu diesem Lager. Zunächst muss man feststellen, dass alle sowjetischen Kriegsgefangenenlager als Folge der extrem entwickelten Bürokratie vollkommen gleich organisiert waren. Man lebte in jedem Lager unter iden-

tischen Bedingungen. Allerdings gab es eine Ausnahme: Die Mitglieder des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ (NKFD) lebten in von uns durch Stacheldraht getrennten Baracken. Sie liefen mit elegant geschneiderten Anzügen aus deutschem Militärstoff herum, ernährten sich entsprechend und sofften mit den sowjetischen Offizieren im Stabslager der Lagerleitung jeden Abend. Wenn sie sich herabließen, unseren Lagerteil zu betreten, dann nur, um uns mit Schmähungen zu traktieren. Die Bezeichnung „ihr Schweine“ war noch eine der harmlosesten. Einer von ihnen mit Namen Meyer war ein großer und ausgesprochen schöner blonder Mann. Der Schnitt seiner Kleidung war besonders elegant. Aber auch in den Schmähungen von uns „Lumpen“ stand er an der Spitze. Wir hassten ihn, und ich glaube, wenn sich eine Gelegenheit ergeben hätte, er wäre umgebracht worden. Diese Leute nannten sich dort „Deutsche antifaschistische Kulturgruppe“ und führten im Sommer auf dem exterritorialen Platz zwischen Haupt- und Entlausungslager tatsächlich auch Operetten auf wahrscheinlich nicht zu unserer Freude (s. o.) sondern zum Nachweis ihrer Existenzberechtigung den Sowjets gegenüber. Ich erinnere mich an E. Kálmáns „Gräfin Mariza“ und dabei an die Arie „Komm Zigány“, eine Erinnerung, die weite Bereiche der damaligen Zeit öffnet.

Im Lager gab es zwei Wohnbaracken für die Prominenz des NKFD eine Wohnbaracke für Offiziere, elf Wohnbaracken für Soldaten und eine für die Angehörigen der Waffen-SS, d. h. für diejenigen, die bis hierher überlebt hatten. Jede Baracke fasste auf 10 Pritschen ca. 500 Mann (evt. mehr). Die gesundheitliche Betreuung war formal in vielen Baracken angesiedelt: Revier (kleine Sachen), Ambulanz gleich in zwei Baracken, Quarantäne, Lazarett (eine für OK (ohne Kraft-Leute), eine für Chirurgie, eine für innere Medizin), und dazu noch zwei Hospitalbaracken. Ich hörte nicht dass in diesen Medizinbaracken irgendwie medizinisch gewirkt wurde. Es handelte sich um Augenschwermere. Extensiv genutzt wurde dagegen die Entlausungsbaracke. Dort arbeiteten auch Friseure (welche die Bartflechte wirkungsvoll unter uns verbreiteten), und dort waren auch Duschen, von denen im Lager aber kein Gebrauch gemacht wurde. Dies war anders im Hospital, worüber noch berichtet wird. Es gab viel Handwerk im Lager: Gerberei, Schneiderei, Schusterei, Tischlerei, Schlosserei und mehr. Alle arbeiteten für die Lagerleitung und für die Leute vom NKFD. Dazu gab es noch eine Reihe von Zeltlagern innerhalb des Lagers, in denen die Arbeitskompanien, aber auch die gefangenen russischen Hilfs-

willigen der deutschen Wehrmacht untergebracht waren.

Gleich nach der Ankunft im Lager fand, wie gesagt, die erste Kommissionierung statt, der viele folgen sollten. Die gesundheitlichen Einzeluntersuchungen in einer Baracke spielten sich folgendermaßen ab: Mit freiem Oberkörper standen wir in der Reihe, die Hose mit der Hand haltend, und defilierten an einem Tisch vorbei, vor dem eine Ärztin (die Komisovka) saß (meist eine Jüdin mit deutschem Namen, wie Spielburg und Saalmann), hinter dem Tisch, mit Papieren vor sich, saß ein brutal aussehender Mann vom NKWD (eine Schreckensbuchstabenfolge für uns, bezeichnete sie doch den sowjetischen Geheimdienst) und noch einer, der schrieb. Zum Schutz vor möglicherweise verrückt werdenden deutschen Landsern waren immer noch einige sowjetische Soldaten anwesend. Kam man vor die Komisovka, musste man die Hose herunterlassen und sie kniff einmal mit der Hand in eine Po-Backe. Von diesem Kniff hing unser Schicksal ab: Die Zahl, die sie dann nannte beschrieb den Grad der Arbeitsfähigkeit. Ich hatte immer die Zahl drei (Hungerdystrophie, auch Hungerödem, dritten Grades), und das bedeutete Arbeitsunfähigkeit. Auch eine Zahl vier soll es gegeben haben, ich erinnere mich aber nicht, wie diese armen Kerle ausgesehen haben. Auch die Arme mussten wir immer wieder hochheben. Alle Angehörigen der Waffen-SS hatten unter einem Arm ihre Blutgruppe tätowiert bekommen und waren dadurch eindeutig als Angehörige der Waffen-SS identifizierbar. Von Anfang an wurden sie aussortiert und einer Sondergruppe zugeteilt. Bei uns hieß es, dass sie alle umgebracht worden seien. Manche von ihnen hatten sich aber zur Tarnung an der Stelle der Tätowierung eine Wunde beigebracht was manchmal bei der Kommissionierung nicht richtig interpretiert wurde. Und so mussten wir immer wieder die Arme heben. Bei der Kommissionierung, die mindestens einmal im Monat stattfand wurde auch das Körpergewicht festgestellt. Ich erinnere mich in meinem Fall an 45 kg. Auch wurden wir danach immer wieder in anderer Zusammensetzung auf die Baracken verteilt. Der Sinn dafür war, mögliche konspirative Zusammenschlüsse zwischen Gefangenen aufzulösen. Auf diese Weise lernte man Kameraden aus allen Teilen Deutschlands kennen und gewann immer neue Freunde. Dies führte dazu, dass wir uns den Spaß machten, aus dem jeweiligen Dialekt die Herkunft eines Kameraden zu erraten. Ich brachte es sehr weit damit und war so treffsicher, dass ich beispielsweise nicht nur auf den Raum Wilhelmshaven tippte, sondern sagte: Du kommst aus Varel!

Schon am 13. 10. also drei Tage nach der Ankunft im Lager wurde ich mit Dystrophie 3 und Ruhr in das Lagerhospital eingeliefert. Dies befand sich in der Stadt Focsani. Es war die ehemalige Kaserne einer rumänischen Kavallerieeinheit. Der große Pferdestall war für die Ruhrkranken eingerichtet worden, d. h. man setzte 2-stöckige Holzpritschen hinein und überließ die Insassen meist ihrem Schicksal. Dabei gab es in diesem Hospital viel deutsches Krankenpersonal: Ärzte und eine erstaunliche Zahl von Krankenschwestern. Dieser Gruppe von Personen konnten wir alle, die wir dort einmal lagen und wieder herauskamen, kein gutes Wort sagen. Sie waren mit ihren Liebesangelegenheiten beschäftigt (eine schwangere Schwester hatte die Aussicht, evt. entlassen zu werden), und sie verstanden auch das Feiern (im Nebenraum lagen diejenigen von uns, die dort zum Sterben abgelegt worden waren). Wurde die Sterberate selbst den Sowjets zu groß, dann erschienen russische Krankenschwestern. Es waren kompakte, starke Frauen, die bewundernswert mit Kraft und totalem Einsatz von früh bis in die Nacht arbeiteten. Die beiden jüdischen Ärztinnen, die zeitweise auch im Hospital tätig waren (Spielburg und Saalmann), habe ich trotz der primitiven Methode, mit der sie die Arbeitsfähigkeit ermittelten (s. o.), sehr geschätzt. Eine von ihnen setzte mich sogar auf eine Entlassungsliste zur Heimkehr. Leider wurde nichts daraus. Ich nehme aber an, dass sie es wirklich ehrlich meinte. Sie hatte Mitleid mit meiner Jugend und mit dem Zustand, in dem ich mich befand.

Auch hier im Hospital spielte die Entlassung eine große Rolle. Regelmäßig (alle 2 Wochen mindestens) ging es in den ungeheizten Entlassungsraum. Nackend brachten wir unsere Lumpen in den heißen Ofen. Dann mussten wir hier im Hospital duschen. Dazu stellten wir uns unter Wasserrohre, die im Mann-Abstand Löcher hatten. Auf Kommando gab es 1 Liter Wasser von oben pro Person und wir durften uns dann abtrocknen. Ich hatte nur ein Taschentuch aus Kunststoff dazu! Frierend warteten wir lange auf die Öffnung des Ofens, griffen uns unsere Lumpen und verbrannten uns die Brust an den heißen Metallknöpfen unserer Kleidung (120 Grad). Außerdem hatte ich dann immer Schwierigkeiten, mein Hemd anzuziehen, es bestand nur noch aus vertikalen Stoffstreifen. Es ist mir ein Rätsel, wie wir unsere Finger- und Fußnägel beschnitten, der Besitz einer Schere war ja auch verboten. Nach jeder Entlassung schnellte die Sterberate steil hoch, es war ja Winter!

Ein schreckliches Erlebnis hatte ich in der Zeit, als ich schon leichte Arbeiten machen sollte: Ich war zum Kommando eingeteilt worden, dem

der tägliche Transport der Toten zum Massengrab oblag. Die Gestorbenen lagen morgens im Eingang unseres Stalles nackt auf einem Haufen und von den anderen Stationen kam meist die gleiche Menge dazu. Das Kommando musste die steif gefrorenen Leichen wie Bretter auf einen zweirädrigen großen Wagen werfen, zum Massengrab fahren und dort abladen. Das konnte ich nicht, es waren ja unter den Leichen solche dabei, mit denen ich befreundet gewesen war. Ich verbarg mich, und man fand mich nicht. Ich überstand dies alles und wurde nach zwei Wochen (26. 11.) als „Invalide“ wieder ins Hauptlager entlassen.

Ich kam in die Lazarettbaracke und befreundete mich dort mit einem Landwirt aus der Lüneburger Heide (Ewald Jacobs, Buendorf bei Dahlenburg). Von ihm wurde ich für die Landwirtschaft gewonnen. Er wollte mich studieren lassen, und dann sollte ich auf seinem Hof die Praxis beginnen. Es war eine schöne Zeit des Planens unserer Zukunft vor dem Hintergrund, in dem wir lebten. Eines Tages stahl mir jemand mein Kochgeschirr, ein fast tödliches Ereignis für mich. Wir zogen meist schon morgens ab 4 Uhr zur Küche (der Durchlauf so vieler Leute dauerte lange), bekamen mit der Konservenbüchse am Stiel flüchtig von oben geschöpft unser heißes salziges Wasser und mussten es auf dem Wege zur Baracke wegen der Kälte schnell austrinken. Die Zahl der grünen Erbsen am Grund des Kochgeschirrs variierte zwar, mehr als zwei Löffel voll waren es nie. Ohne Kochgeschirr konnte man auf keine Weise zu seiner Suppe kommen. Zusammen mit Ewald fanden wir den Dieb, und da mein Name eingekratzt noch erkennbar war, rissen wir ihm das Kochgeschirr weg. Da wir zu zweit waren, war der Fall damit erledigt und ich war gerettet.

Nach dem Suppenempfang kam die Brotverteilung. Ich lag in einer Baracke, in der auch deutsche und ungarische Offiziere lagen. In der Reihe neben mir die deutschen, gegenüber die ungarischen. Bei uns, auch bei den Offizieren bis hinauf zum Rang eines Obersten war steter Streit dabei. Wir alle schlangen das Brot schnell hinunter. Ganz anders ging es bei den sehr gebildeten ungarischen Offizieren zu. Täglich teilte ein Anderer das Brot für alle und legte Jedem ein Stück Brot ans Fußende. Der so Bedachte richtete sich auf, legte das Brot neben seinen Kopf und schlief weiter. Einigen dieser ungarischen Offiziere verdanke ich viel, einem möglicherweise wieder einmal mein Leben. Zunächst Oberleutnant Karoly Csany aus Csongrad. Er war im Zivilberuf Ingenieur speziell für Elektronik. Von ihm lernte ich die Technik der Radioapparate verstehen, was

mich nach der Heimkehr befähigte, einfache Radioapparate zu bauen und gegen Brot zu verkaufen. Auch zu Reparaturen war ich leidlich befähigt. Der Arzt (Orvos) Dr. Gyorgy Desi aus Elek, Kreis Arad, wurde mir zum Freund. Ich habe selten einen derart feinen und kultivierten Menschen getroffen. Im kalten Winter war meine Uniformhose derart zerschissen dass Kniee und Unterschenkel frei lagen. Von der Lagerverwaltung erhielt ich eine giftgrüne Hose der Art, wie sie die russischen Hilfswilligen bei uns getragen hatten. Das war aber nicht der Punkt, sie war so kurz, dass das untere Bein frei war. Dr. Desi machte mir sofort einen Vorschlag: Als Arzt wusste er, was mir bevorstand, und da er noch hochreichende Schaftstiefel hatte, bot er mir im Tausch seine hochwertige lange Offiziershose an. Ich glaube schon, dass diese Hose mir im Winter 1945/46 das Leben gerettet hat. Es war überhaupt ein Wunder, dass ich mit den vorher fast unbedeckten Knien und Unterschenkeln noch keine ernsthafte Erkältung bekommen hatte

Dort unten am Rande der Karpathen war dieser Winter 1945/46 besonders streng. Ich lungerte vier Wochen in immer wieder anderen Baracken herum, konnte wegen der Wanzenstiche nicht mehr schlafen, ganz davon abgesehen, dass ich in der Nacht sehr oft auf die Latrine heraus musste. Dabei diente mir das Sternbild des Orion als Uhr. Bald hatte ich heraus, wie spät es sein musste, wenn der Orion über einem bestimmten Stacheldraht-Zaunpfahl stand. Seitdem hat der Orion eine schicksalhafte Bedeutung für mich. Die Wanzen kamen auch an mich heran, wenn ich Hosenbeine und Ärmel mit Schnur zuband und den Wehrmachtkopfschützer über den Kopf zog und auch dort alles zuband. Ein Loch im Hosenboden war für sie der Eingang. Am Morgen fand meine Rachsucht keine Wanze in der Hose mehr. Den Heiligen Abend 1945 habe ich damit verbracht, unter der untersten Pritsche mit einer Nadel Wanzen, die sich auch dort in Menge fanden, in der Flamme eines sog. Hindenburg-Lichtes zu rösten. Eine Vorstellung von dieser Plage bekommt man, wenn man bedenkt, dass ich an den Innenseiten meiner Unterarme je ca. 200 (!) Wanzenstiche hatte.

Trotz meines Zustandes wurde ich in diesem Winter zwischenzeitlich zu einem Arbeitseinsatz irgendwo in der Ukraine kommandiert. Wir sollten, im Wasser stehend Sumpfbäume fällen, entasten und aufstapeln. Dort war es mit mir schnell vorbei, ich hatte fast kein klares Bewusstsein mehr und konnte mich später kaum noch an diese kurze, doch schreckliche Zeit erinnern.

Als ich wirklich zu nichts mehr zu gebrauchen war, kam ich am 13. 3. 1946 zurück ins Hos-

pital nach Focsani wo ich dann 2 Monate verbrachte. Die Ruhr, dazu eine etwas schwächere Version von Fleckfieber, alles schon verbunden mit Nahrungsverweigerung, führte dazu, dass mich unsere groben Sanitäter an den Beinen von der Pritsche ziehen wollten, um mich zur sog. Totenboxe zu schaffen. Dort lebten die Leute im Durchschnitt noch 2 Tage. Ich wehrte mich so gut es ging dagegen, war aber schon so schwach, dass ich auch kaum noch verhindern konnte, dass man mir meine soliden Bergstiefel auszog. Als es durch die Sanitäter ganz gefährlich für mich wurde, kroch ich, bevor sie morgens zu diesem Geschäft in den Stall kamen, auf allen Vieren am nächtlich aufgestapelten Leichenhaufen vorbei hinaus auf eine Bank und lag dort den Tag über in der frühlingshaften Luft und in der Sonne. Dort traf mich mein Klassenkamerad Heinz Kath, von dem ich im Zusammenhang mit den Kämpfen im Traisental berichtet habe. Er hatte sich von den Misshandlungen erholt, die er nach Ergreifung auf seiner Flucht erlitten hatte, und er war guter Dinge. Das hat zu meiner eigenen Erholung nicht unwesentlich beigetragen. Wir aßen, als ich dazu in der Lage war, schon unser Brot zusammen, und ich war tatsächlich wieder einmal davongekommen. Im Hospital lernte ich noch einen Wissenschaftler, Dr.-Ing. Schung, kennen. Von ihm lernte ich Differential- und Integralrechnung. Ich kam so weit, dass ich in der Lage war, dreidimensionale Integrale zu lösen. So berechnete ich den Inhalt meines geometrisch nicht einfachen Löffels und überprüfte das Ergebnis durch Füllen meines Kochgeschirrs mit dem Löffel bis zu einer Eichmarke. Das Ergebnis war überraschend gut. Dies kann ich als meine erste wissenschaftliche Leistung ansehen. Die Freundschaft mit dem ehemaligen Stadtbaumeister von Dresden weckte wieder meine „alte Liebe“ zur Architektur. Von ihm lernte ich, wie man architektonische Entwürfe macht und korrekt zeichnet. Alles geschah auf Packpapier mit einem Bleistift, den ich einem Kameraden für eine Brotration abgekauft hatte. In diese Zeit fällt auch meine stete Angst vor Wasser in den Beinen. Täglich drückten wir mit dem Daumen und bebten der Delle im Bein entgegen. Sie trat schon früh bei mir auf, und die Dellenregion zog sich später immer höher am Bein hinauf. Eines Tages sah ich einen Kameraden auf der Pritsche, dem es bis zum Herzen gegangen sein sollte. Er war gerade daran gestorben. Dieses Erlebnis steigerte die Angst vor dem aufsteigenden Wasser noch enorm.

Auch hier griffen, wenn es bei uns zu schlimm wurde, die erwähnten russischen Krankenschwestern tatkräftig ein. Sie setzten blutegeähnliche Saugnapfe an und hatten damit wohl

auch einen gewissen Erfolg. Sie erschienen auch immer dann, wenn eine internationale Kommission angekündigt war. Das habe ich zweimal erlebt. Die Krankenräume wurden frisch gekalkt, und zum normalen Essen, wozu übrigens im Hospital ein Löffel voll Zucker gehörte, trat ein Stück Hefe. Wir gingen tatsächlich wie Hefeteig auf und bekamen runde Gesichter. Es hat sich aber nie eine solche Kommission sehen lassen. Immerhin bewegte sich mein Gewicht auf 48 kg zu, wobei man auf meinen Rippen aber noch Klavierspielen üben konnte.

Sehr belastend war zu sehen, was es für schwere Krankheiten in diesem Hospital gab. Tuberkulose fand sich nicht nur in der Lunge, sondern in allen Organen. Ich sah schrecklich große Melanome an den Armen von Kameraden, Löcher im Fleischgewebe der Unterschenkel, durch die man den offen liegenden Knochen sehen konnte, u. a. m. Ein derartiges Loch im Unterschenkel hatte ich schon einmal gesehen als ich in der ersten Märzsonne 1946 an der rückwärtigen Barackenwand saß und zur Seite blickend in ein derartiges Loch sah, das ein inzwischen neben mir stehender Kamerad im Unterschenkel hatte. Auch Geisteskrankheiten fanden sich. Manche waren ganz verwirrt oder krankhaft verzweifelt, wie einige von den 6000 überlebenden Stalingrad- Gefangenen, die sich immer aus dem Fenster des ersten Stockes der „Irrenanstalt“ des Hospitals stürzen wollten und deshalb in hölzerne Käfige eingesperrt wurden. Es gab viele Epileptiker. Bei den Zwangsspaziergängen im Winter auf der großen freien Fläche des Lagers (immer im Kreis) fielen diese Kranken oft mit einem epileptischen Anfall auf den Rücken.

Wie immer, wurden auch im Hospital Fluchtpläne ausgearbeitet. Einer meiner Kameraden war durch die gleiche fliegerische Ausbildung gegangen wie ich. Er war auch in meiner Division. Wir wollten gesund werden, versuchen zu einem Arbeitskommando nach Braila zu kommen und von dort aus flüchten. Kameraden des Arbeitskommandos berichteten von einem Flugplatz, auf dem sie gearbeitet hatten, und über dort stehende sowjetische Doppeldecker (die berühmten Nähmaschinen), die dort startbereit herumstünden. Wir wären in der Lage gewesen, hineinzuspringen und zu starten. Eine kleine Karte aus einem Taschenkalender, die jemand noch hatte, zeigte, dass die Entfernung bis zur türkischen Grenze nicht weit sein konnte. Wir wurden aber nicht so gesund, dass wir in ein Arbeitskommando hätten kommen können. Stattdessen kam ich als Invalide am 10. 5. 1946 in den Teil des Lagers, der Entlassungslager hieß. Unseres Wissens war aber noch niemand daraus entlassen worden. Es

war aber dort vergleichsweise schön. Während es im ganzen Lager keinen Grashalm mehr gab fand sich in der äußersten Ecke des Entlassungslagers ein Stück Wiese, so groß wie ein kleiner Garten. Dort lag ich viel in der Sonne und wurde jeden Tag bei gleichem Sonnenstand von einer Eidechse besucht. Sie legte sich gewissermaßen an meine Seite und sonnte sich auch. Ich wollte nicht glauben, dass sich sogar zu einer Eidechse ein freundschaftliches Verhältnis herstellen ließe. In meiner Ecke konnte ich auch interessante Beobachtungen über die Rekrutenausbildung in der sowjetischen Armee machen: Die Offiziere schrieten nicht nur unablässig, sondern sie traten auch dauernd den jungen Leuten mit ihren Stiefeln in den Hintern. Wie harmlos war dagegen unser so geschmähter preußischer Militarismus!

Die Eidechse regte mich auch an, über eine Sonnenuhr nachzudenken. Ich wollte ihr Erscheinen vorhersagen können. Weit kam ich damit nicht, war ich doch schwach in sphärischer Trigonometrie und hatte alles über Zeitgleichung u. dgl. vergessen. Aber die Astronomie interessierte uns alle doch sehr. Mit Tom Kupper aus Varel habe ich oftmals den gesamten nächtlichen Umlauf des Sternensystems beobachtet. Dies war bevor sich bei mir und auch bei anderen Nachtblindheit einstellte. Schon bei Beginn der Dämmerung traten später große dunkle Flecken im Gesichtsfeld auf. Da ich immer noch unter der Ruhr litt und nachts zur Latrine hinaus musste ergab sich hieraus ein schweres Problem. Ich erinnere mich nicht, wie ich das löste, habe aber die Situation immer noch klar vor Augen.

In dieser Zeit bildete sich in gewisser Weise mein Menschenbild. Ich fand viele jüngere Kameraden, die unter den unglücklichsten Umständen anständige Menschen blieben. Unter den Älteren war es nicht immer so. Ich erinnere mich an einen von ihnen, vor dem Kriege Prokurist bei einer Hamburger Ölfirma, der unter den Umständen dieser Tage zum Brotdieb an einem Kameraden wurde und es dann auch noch erfolgreich abstreiten konnte. Der Blick für diesen Unterschied der Menschen (sehr anständig oder Schuft) wurde bei mir geschärft; in der Beurteilung des Bereiches dazwischen blieb meine Menschenkenntnis damals wie heute eher schwach.

Aus unerfindlichen Gründen wurde ich am 10. 7. wieder ins Hauptlager zurückverlegt. Dort verlebte ich im Schatten der Barackenwand meinen 20. Geburtstag. Ich sah allerdings doppelt so alt aus. Als indirekte Folge der Bartflechte war mir ein dunkler Vollbart gewachsen. Zusammen mit einem ausgemergelten Gesicht, tief liegenden Augen und schwarzen Augenrändern glich ich, wie ein Freund meinte, einen Räuber aus dem

Odenwald. Zu dieser Zeit wurde das Wasser im Lager sehr knapp. Es musste, wie meist, per Tankwagen aus den Karpathen herangeschafft werden. Die Küche brauchte das Wasser für die Suppe. Einmal stürmte die Masse der einfachen gefangenen ungarischen Soldaten, anscheinend halb verdurstet, den Tankwagen und kippte ihn um. An diesem und am nächsten Tag gab es keine Suppe für uns. Aber auch Schönes fand sich in diesen Sommertagen: Die wunderbar farbigen Wolken in der Abendsonne, verursacht durch das dortige Aerosol, zusammen mit silbrigen Spinnweben, die glänzend am Himmel entlang schwebten. Sie vermittelten das, was man bei uns früher Alt-Weiber-Sommer nannte und was uns immer sehr begeisterte. Oft war die Luft so klar, dass wir uns an der Silhouette der Karpathen erfreuen konnten.

Es war ein für uns sehr heißer Sommer. Wir lagen, wie gesagt, immer nur auf der jeweiligen Schattenseite der Baracke herum und beschäftigten uns kaum noch mit geistigen Dingen. Es gab lediglich Abwechslungen der folgenden Art: Einem Kameraden war eine Brieftasche mit Bildern seiner Familienangehörigen gestohlen worden (wie hatte er sie durch die dauernden Filzungen durchbringen können?). Der Dieb wurde ermittelt. Es war ein Österreicher mit dem dafür nicht sehr passenden Namen: Schneeweiß! Die Bilder hatte er in die Latrine geworfen, das andere hatte er noch bei sich. In unserer Seelenverfassung, in der wir unablässig an unsere Angehörigen dachten, bedeutete dies ein großes Verbrechen an dem bestohlenen Kameraden. Schneeweiß hatte seine Strafe gut überstanden und er verschwand nach der nächsten Durchmischung wieder aus meinen Augen.

Ein einziges Mal hatte ich Glück und Pech zugleich: Ein Freund, mit dem ich zu der Zeit allein in einem Teil der Baracke lebte, Johann Lochner, hatte einmal Küchendienst und kam mit einem vollen 10 Liter-Eimer Suppe zurück. Ich bekam nur zwei Normalportionen (allerdings Dickes) hinunter und hätte mich hinterher fast noch übergeben; er aß den ganzen Rest und hatte danach einen unglaublichen Trommelbauch.

Neben den in den Baracken lebenden Leuten der Gesundheitsgruppe 3 befanden sich die Kameraden der Gesundheitsgruppen 1 und 2 in den Zeltlagern des Hauptlagers und waren in Arbeitskompanien zusammen gefasst. Sie arbeiteten außerhalb des Lagers irgendetwas für die Lagerleitung, schafften aber auch das Holz und das Wasser für die Küche heran. Im Winter 1945/46 traf eine Arbeitsgruppe ein großes Unglück. In den Karpathen lösten sich zwei mit Holz beladene Güterwagen, auf dem auch viele Kameraden sa-

ßen, vom Zug (die Lokomotive befand sich hinten) und schossen abwärts. Wir trauerten sehr um diese armen Kerle. Durch häufige Neuzugänge im Lager wechselte auch die Zusammensetzung der Arbeitskompanien. Die Gesundesten wurden zu Transporten weiter hinein in die Sowjetunion zusammengestellt. Derartige Transporte gingen häufig bei uns ab. Eines Tages traf ich Heinz Kath, dem ich im Hospital wieder begegnet war als Angehörigen einer derartigen Arbeitskompanie wieder. Er hatte eine sehr gesunde Natur und befand sich bald in einem der abgehenden Transporte. Wir hatten beide noch eine Reihe von schönen freundschaftlichen Tagen zusammen, waren aber besonders über unsere Zukunft bedrückt: Er hatte vor sich die Hölle der Arbeitslager im Innern der Sowjetunion, wo er dann auch starb (ich hatte oben schon darüber berichtet), und ich war permanent dem endgültigen Abkippen nahe. An einem wolkenverhangenen Juli-Morgen nahmen wir Abschied. Die Wetterstimmung deutete uns in unserem Aberglauben, der sich an alle kleinen Vorbedeutungen hielt, ein schlimmes Schicksal an.

Schon seit Anfang des Jahres hatte ich neben der Nachtblindheit auch am Tage Probleme mit den Augen. Ich sah auch am Tage dunkle Flecken im Gesichtsfeld. Schon am 17. 4. fanden sich auf einem Auge Erblindungsanzeichen. Einer unserer Ärzte, ein Augenarzt, war noch im Besitz seines Augenspiegels und untersuchte meinen Augenhintergrund. Das Resultat war, dass ich eine beginnende Netzhautablösung an beiden Augen hatte. Seine Prognose war nicht gut: Erblindung bis zum Ende des Jahres 1946. Sein Rat war, schon jetzt, um den 12. 5., Blindheit zu simulieren, um noch rechtzeitig nach Hause entlassen zu werden. Das war ein schwerer Entschluss, konnten wir doch den sog. Erdbunker für Straftäter im Lager, aus dem unseres Wissens bisher noch niemand lebend herausgekommen war. Simulation von Krankheiten war aber ein Verbrechen, das mit Bunker betrafft wurde. Das Risiko war für mich so groß wie nur denkbar. Ich ging es ein und stellte mich immer weniger sehend. Dabei half mir eine Lederbrille mit getönten Gläsern, die ich irgendwann in die Hände bekommen hatte. So sah ich aus wie jemand, der mit den Augen Probleme hatte. Bei den Kommissionierungen begann ich damit, falsch zu laufen und wurde dann immer von den verwunderten Posten in die Reihe zurückgestopft. Die Kameraden glaubten mir nicht (aus Neid, denn als Blinder hatte ich wirklich eine Entlassungschance) und versuchten immer wieder, mich als Simulanten zu überführen. Dazu legten sie die Hände zusammen und schossen sie vor meine Augen, um sie kurz vor

dem Gesicht auseinander zu ziehen. Dabei hätten sie am „Blinkern“ meiner Augen feststellen können ob ich die Hände gesehen hatte oder nicht. Ich blinkerte nicht mit den Augen, einerseits weil ich schon die dunklen Flecken im Auge hatte andererseits weil mein Wille noch stark genug war, dem zu begegnen. Schwieriger wurde es bei den steten Kommissionierungen. Die Sowjetärzte schickten mich, als ich anfang auffällig zu torkeln, durch die Baracke auf eine Holzstrobe zu, die ich natürlich noch sah. Ich lief gezwungenermaßen dagegen und verletzte mich etwas am Kopf. Es entspann sich eine Diskussion zwischen dem hinzugezogenen deutschen Augenarzt und den Sowjetärzten, wobei mein Augenarzt einmal entschieden widersprach. Ich hörte später, dass dieser Vorfall ihm einen Platz im nächsten Transportzug ins Innere der Sowjetunion eingebracht hatte. Das Spiel wurde mit mir dann noch oft getrieben, niemals glaubte man mir meine simulierte Blindheit, immer wieder musste ich gegen Balken rennen und mir etwas Anerkennenswertes antun. Ich greife vor, und beschreibe die letzte und entscheidende Kommissionierung. Hier hatte man einen Kapitän (Hauptmann) vor einen Balken gesetzt. Er beobachtete mich so scharf, wie er nur konnte, passte aber nicht auf, als ich ihm nahe war und ihm mit den suchenden Fingern in die Augen griff. Sein Ärger, zusammen mit der zuehenden Geduld der Untersuchungskommission führte dann zu meiner abermaligen Überweisung ins Entlassungslager. Natürlich nicht zur Entlassung denn aus dem Entlassungslager war ja bisher noch kein Transport in Richtung Heimat abgegangen.

Die ganze Aktion mit der Blindsimulation war nur möglich, wenn sich ein vertrauter Kamerad fand, der sich freiwillig als Blindenführer zur Verfügung stellte und mir auch meine Brot- und Suppenration mitbrachte. Einen solchen fand ich in meinem Freund Hans Axmann aus Linz schon während des Frühsommers, als ich mich schon einmal, zwischen dem 10. 5. und dem 10. 7., im Entlassungslager befunden hatte. Wir waren auch danach im Hauptlager zusammen. Hans Axmann, 10 Jahre älter als ich, diente ab 1937 im österreichischen Heer. Nach Übernahme in die Wehrmacht war er den gesamten Krieg über an allen Fronten im Einsatz. Als wir Freunde wurden, war er ein 30 jähriger Abiturient! Er war unter uns Gefangenen eine singuläre Erscheinung: Jedermann hatte von vornherein Vertrauen zu ihm, und so war er stets der gewählte „Baracken-Älteste“, d. h. derjenige, der in der Baracke das Sagen hatte. In seiner Baracke herrschte Friede und Kameradschaftlichkeit, ganz im Gegensatz zu dem was ich sonst immer erlebt hatte. Er „führte“

also mich Blinden und versorgte mich bis zu dem Zeitpunkt, wo auch ihn das Schicksal des Abtransports in das Innere der Sowjetunion traf. Für ihn folgten noch schlimme Jahre in Lager Karaganda u. a. Lagern, und er wurde erst 1951 nach Hause entlassen. Nach seinem Abtransport fand sich kein Blindenführer mehr für mich, und die Situation wurde immer gefährlicher für mich. Nicht immer erhielt ich meine täglichen Essensrationen, und die Gefahr, doch noch enttarnt zu werden, stieg beängstigend an. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich durchgekommen bin. Mir halfen manchmal frühere Freunde, die kurzfristig zu mir stießen, wie einmal Dr.-Ing. Schung, der mich im Hospital in Mathematik unterrichtet hatte. Mit ihm verbrachte ich schöne spätsommerliche Mondabende mit guten Gesprächen. Ein Kamerad und Freund war Werner Quast aus Berlin. Er konnte mir nicht direkt, doch durch seine Freundschaft sehr wirkungsvoll helfen: Er hatte im eingeschlossenen Budapest beim Ausstieg aus seinem abgeschossenen Panzerwagen eine Querschnittslähmung erlitten und war ab der Gürtellinie praktisch gelähmt. Er konnte sich aber notdürftig an Stöcken fortbewegen. Neben Freunden gab es auch andere. Einer, ein ehemaliger Medizinstudent, las das Schicksal aus der Hand und war so gemein, schlimme Dinge zu prognostizieren. Vorher hatte er sich über den Delinquenten informiert und dann damit überrascht, dass seine Analysen der Vergangenheit aus den Handlinien so gut stimmten. Ein anderer war ein richtiger Feind: Er war permanent darauf aus, mich zu demütigen, er hieß Münich.

Im Entlassungslager in das ich am 17. 8. zurückverlegt worden war, gab es anstelle der täglichen Erbsenwassersuppe Suppe, hergestellt aus grünen Tomaten. Die Illusion, mehr konkrete Substanz zu erhalten, führte aber doch nicht zur Verringerung des Hungers. Eines Tages geschah ein Wunder: Wir bekamen ein Stück Fisch! Die kurze Zeit, während ich aß, stand jemand, der gerade aus der Sowjetunion in unser Entlassungslager gekommen war und noch nicht eingeteilt war, neben mir und bettelte um die Gräten des Fischstücks. Er war noch ausgehungert als ich; ich begriff nicht, wie das möglich war. Dieser Neuzug aus der Sowjetunion in unser Entlassungslager (viele internationale Heimkehrer kamen an, Rumänen, Ungarn u. a.), die im Entlassungslager in einem gesonderten Bereich untergebracht wurden, löste viele Parolen aus. Unser Teil des Entlassungslagers wurde nun erneut durchgekämmt, d. h. kommissioniert, mit dem Resultat, dass es außerordentlich leer in ihm wurde. Nun war ich mit den Leuten zusammen, die man wirklich nur noch als menschliche Ruinen bezeichnen

konnte. Es waren darunter viele Epileptiker, die meine Nerven durch ihre dauernden Anfälle arg strapazierten.

Um den 25. 9. verdichtete sich die Situation in Richtung auf eine Entlassung dadurch, dass wir anstelle unserer Kleiderlumpen andere Lumpen bekamen, die angeblich besser gewesen sein sollten. Meine Flieger-Feldbluse behielt ich, lediglich meine schöne ungarische Offiziershose, die ich von Dr. Desi im Winter erhalten hatte, wurde durch eine unappetitliche andere feldgraue Hose ersetzt. Nach meiner Heimkehr verbrannte meine Mutter diese Hose sofort. Dann kam die Warnung, keine Papiere oder Aufzeichnungen mitzunehmen. Im Laufe der Zeit hatte ich Adressen von vielen Kameraden auf ergatterte Papierstücke aufgeschrieben, wie wir es alle taten, damit ich für den Fall, dass ich nach Hause käme, die Angehörigen benachrichtigen könnte. Wir hatten während der bisherigen Zeit keinerlei Möglichkeit gehabt, mit unseren Angehörigen Kontakt aufzunehmen. Ich erinnere mich, dass wir einmal eine Postkarte schreiben sollten. Meine Mutter hatte aber nie eine von mir erhalten und hatte somit seit Anfang April 1945 keine Nachricht von mir. Auch der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes hatte keine Informationen über mich. Umgekehrt wusste auch ich nichts über das Schicksal meiner Angehörigen. Die Adressen meiner Kameraden lernte ich nun auswendig. Es waren sehr viele, was mir leicht fiel, da sich die Menschen, die damit verbunden waren, fest in meinem Gedächtnis verankert hatten. Irgendwann war ich in den Besitz eines kleinen Kalenders mit farbigen mittelalterlichen Illustrationen gekommen. In diesem hatte ich Tagebuch geführt: Pro Tag stand mir dafür eine Fläche von 0,6 mal 3 cm zur Verfügung! Die Adressenzettel warf ich fort, den Kalender wollte ich verstecken, allerdings musste ich alle Eintragungen ausradieren, was mit Hilfe des Radiergummis eines Kameraden gelang (was hatten manche noch alles aufbewahrt!).

#### **Entlassung aus dem Lager am 27. 9. und Heimkehr am 11. 10. 1946**

Am Freitag 27. 9. war es dann soweit: Es kam zu einer großen Namensverlesung und zu einer letzten Filzung am Lagertor (wo das Foto von Eva-Maria Frank und mein Kalender nicht gefunden wurden). Dort sah ich die hochschwangere Schwester Else vom Hospital wieder. Sie hatte sich die Entlassung leichter verschaffen können als ich. Welches Gefühl außerhalb des Stacheldrahtzaunes, immer noch zweifelnd, ob es nicht wieder in eine der üblichen Fallen ging. Doch die Eisenbahnverladung am Abend des 27. gab schon etwas Zuversicht. Wir verbrachten die Nacht und

den folgenden Tag noch im Waggon und fuhren am Sa. dem 28. September abends ab. Im Waggon kümmerten sich die „Kameraden“ kaum noch um mich Blinden. Sie dachten nur an sich und an das zu Hause. So bekam ich oft meine Verpflegungsration nicht, worüber ich dann aber schwieg. Das Risiko, zum Schluss doch noch verraten zu werden war zu groß. Diese Angst vor einem Verrat meiner Simulation hat mich anschließend über Jahrzehnte begleitet. Als ich in Ost-Berlin von 1947 bis 1951 studierte und anschließend dort bis 1957/58 als Assistent und Lehrbeauftragter arbeitete, musste ich als Westberliner täglich die Sektorengrenze zweimal überqueren. Jedes Mal hatte ich Angst vor Verhaftung aus obigem Grund. Dasselbe war der Fall, wenn ich später auf dem Weg in den Urlaub mit meiner Familie die Zonengrenze passierten musste.

Die Eisenbahnfahrt ging diesmal zügiger vonstatten als auf der Herfahrt: Am 29. 9. abends waren wir in Ploesti am 30. 9. nach einer kalten Nacht auf der Passhöhe der Karpathen in Kronstadt. Es folgte eine sehr schöne Fahrt nachts bei Mondschein durch Siebenbürgen über Sighisoara (wo uns die Mädchen Volkslieder gesungen hatten). Am 2. 10. waren wir in Arad (wo ich einen Bonbon erwischte) und dann wieder im ungarischen Szolnok (wo ich wehmütig an mein schönes Gegenüber bei der Herfahrt dachte). Am 5. 10. waren wir in Wien und standen einen Tag auf dem Güterbahnhof herum immer noch bewacht im Waggon, denn es mussten ja bei den Sowjets immer zahlenmäßig korrekte Transporte ankommen (s. o.). Die Fahrt ging über Tabor und Prag zur deutschen Grenze vor Dresden die wir am Spätnachmittag des 7. Oktober erreichten. Dort hatten wir ein Erlebnis, das uns das weitere Leben in Deutschland bereits zum Bewusstsein brachte: wir sahen (ich natürlich auch, da sich die schlimme Prognose des Augenarztes nicht bewahrheitet hatte) wie deutsche Volkspolizisten in weißem Drillzeug mit Waffen und mit sowjetischen Panzern vom Typ T 34 übten. Abends am 8. 10. erreichten wir Frankfurt/Oder, verbrachten aufgeregt noch die Nacht im Waggon, wobei wir schon selbständig aussteigen konnten und uns an der Lokomotive etwas aufwärmten, und wurden am nächsten Morgen ausgeladen. Es folgte noch ein Marsch in ein Lager mit Barackenbezug, Reinigung der Kleidung, Empfang des Entlassungsscheins (welch ein Schatz) und natürlich noch einmal mit einer Entlausung. Dann ging es in das eigentliche DRK-Entlassungslager Gronenfelde: Dorthin begleitete mich Blinden nun eine sympathische Schwester vom Deutschen Roten Kreuz. Hier wurden wir von einem Genossen mit kommunistischen Parolen begrüßt. Dagegen waren

wir in der Zeit der Gefangenschaft jedoch völlig immun geworden: Die permanente Berieselung mit kommunistischer Propaganda über Lautsprecher in unseren Baracken, die so völlig im Gegensatz zur Realität unseres aktuellen Lebens stand, hatte uns (lebenslang) zur Ablehnung des kommunistischen Systems erzogen. Die letzte Nacht in Gronenfelde, nun anständig vom Deutschen Roten Kreuz versorgt war aufregend und sehr erhehend. Am 10. Oktober um 7 Uhr früh ging es mit dem Personenzug nach Berlin. Ich war von gefährlichen Kameraden, die mich als Blinden gekannt hatten, getrennt und fand dann mit der S-Bahn meinen Weg nach Hause in Lichtenrade, wo ich bei der Ankunft mittags niemanden antraf. Mich nahmen zwei Nachbarinnen auf und versorgten mich sehr liebevoll. Am späten Nachmittag traf ich meinen spielenden Bruder Dieter, 7 Jahre alt, dann auch meine Schwester, und kurz vor Mitternacht kehrte meine Mutter wenig erfolgreich vom „Hamstern“ heim. Mein Vater war zu dieser Zeit noch in Gefangenschaft, wir wussten jedoch, dass er lebte. Somit hatten alle Mitglieder der Familie diesen Krieg überstanden.

## Anhänge

### Anhang 1

Für diese Niederschrift standen fast 300 stichwortartige Aufzeichnungen vom November 1946 zur Verfügung. Leider kann ich mich heute bei 2/3 von ihnen nicht mehr erinnern, was sich im Einzelnen dahinter verbarg.

### Anhang 2

Karl Döfflinger, Herbst 1945 im Kriegsgefangenenlager 176, Focsani, Rumänien:

#### Mutter

Mutter, wenn du wütest wie ich leide  
in der einsamen, der großen Not,  
und du kannst mir nimmer stehn zur Seite  
nicht einmal mit einem Stücklein Brot.  
In der Brust das Herz tät dir zerbrechen  
weil so groß doch unsere Liebe war,  
und du würdest tief erschüttert sprechen,  
weh der Stunde, da ich dich gebar.

### Anhang 3

Unser Fazit 1945/46:

Durch diese Gefangenschaft wurde unsere Haltung für das ganze Leben festgelegt! Man wird uns für alle Zeit an etwas Unbestimmbaren erkennen, wie man die Brüder eines Ordens an ihrem Gruß erkennt – Und wenn wir sagen sollen, was es denn ist, was uns Kriegsgefangene vereinigt, dann ist es dies:

Wir haben wie keiner menschliche Größe und Kleinheit gesehen. Wir haben wie keiner gelernt, auf unser Menschentum stolz zu sein und uns



dessen zu schämen. Wir haben wie keiner erkannt, zu welchen Bestialitäten Menschen fähig sind- und zu welchen gottnahen Großtaten. Wir haben eigene und fremde Völker kennen gelernt, wissen, wie weh sinnloses Leid tut, wie beglückend menschliches Gutsein ist. Unser Blick hat sich über die Geringfügigkeiten des Tages hinaus geweitet, wir haben das Kleine als klein, das Trennende als trennend, das Große aber als groß erkannt. Und wir haben das alles gesehen, um vor dem einen zu warnen- das andere jedoch in aller Welt zu stärken.

#### **Anhang 4**

Die Gefangenschaft hinterließ bei mir schwere gesundheitliche Schäden. Die Erkrankungen beider Augen (Corio retinitis centralis), führte zu bleibenden Sehproblemen. Eine bald nach der Heimkehr diagnostizierte Lungentuberkulose führte schließlich noch zu einer Offenen mit Blutsturz im Jahre 1952.